

Aber kann das Sprechen darüber gelingen? Hier verbildlicht sich in gewisser Weise die Krux, dass sowohl Erzähltraditionen als auch Deutungsmuster, die im biographischen Erzählen aufgerufen werden, nicht aus dem ›luftleeren Raum‹ gegriffen sind. Sie lassen sich nicht vom Sprachraum des dominanten Diskurses trennen. Das bedeutet, dass sich in der Erzählung wiederum eine innerhalb einer kulturellen Matrix präsente ›Normalitätskonstruktion‹ spiegelt (vgl. Lutz 2010: 122). Aber die Verschiebung hin zu dem, was nicht in Sprache gefasst werden kann, kann zumindest, wenn auch leise und bruchstückhaft, latente Deutungsebenen freilegen, welche quer zum normativen Diskurs liegen. So sieht Steyerl (2016: 16) gerade hierin das Vermächtnis von Spivaks Essay *Can the Subaltern Speak?*, welches nicht darin bestehe, »das autistische ›Für-sich-selbst-Sprechen‹ der einzelnen Subjekte zu verstärken, sondern vielmehr darin, ihr gemeinsames Schweigen zu hören«.

3. Positionieren auf der (Un-)Sichtbarkeitsachse

In Kapitel II. 2.2 der theoretischen Spurenlegung habe ich neben der im hierarchischen Mobilitätskontinuum angesiedelten Typen des ›Touristen‹ und ›Vagabunden‹ das ›Gespenst‹ als ihr ›unsichtbares‹ Gegenstück herausgearbeitet. Genau hier verläuft die (Un-)Sichtbarkeitsachse, die in öffentlich-medialen, politischen wie auch sozialwissenschaftlichen Diskursen eine Unsichtbarkeit erzeugt, die es aufzudecken gilt (vgl. Kapitel II. 3). Im Folgenden spüre ich dem Aufscheinen dieser (Un-)Sichtbarkeitsachse nach, um ihr Hineinreichen und Wirken in der Interviewbegegnung herauszuarbeiten.

Die Metapher des ›Gespensts‹ tritt nur in einem Gespräch explizit in Erscheinung:

Fernando: »Auch, weil das so ein Thema ist, von dem niemand spricht. Ein Thema, dass ... wir sind Gespenster. Hier sind wir Gespenster.«

Fernando verknüpft das ›Gespenstische‹ mit der Unmöglichkeit des Sprechens. Das ist interessant, weil er dadurch auch deutlich macht, dass die Unsichtbarkeit nicht beim Individuum liegt, sondern auf der Sprache lastet. Es sind die Sprache und das Sprechen, welche verheimlicht werden müssen:

Fernando: »Es sind Gespenster und das ist ein Thema, das niemand weitersagt, weil es so sensibel ist.«

Während sich also der öffentlich-mediale Blick bemüht, das ›Gespenstische‹ bei der Grenzfigur zu verorten, stabilisieren Ansätze wie die Autonomie der Migration das Narrativ der Nicht-Kontrollierbarkeit der Migration und sehen in der klandestinen Mobilität und Grenzüberschreitung häufig einen politischen Akt begründet (vgl. Kapitel II. 1.2.2). Der Nexus ›heimlich–unheimlich‹ durchzieht die Diskurse und mobilisiert Abwehr auf der einen und Faszination auf der anderen Seite: »Ein Gespenst geht um in der Welt, und sein Name ist Migration« (Hardt/Negri 2003: 225). Die ›Gespenster‹ der Mobilität verweisen nicht nur auf ihre Nicht-Fassbarkeit, ihre Nicht-Zuordenbarkeit, sondern immer auch auf diesen Nexus, was so viel bedeutet wie: Hier gibt es ›Spannendes‹ zu entdecken (vgl. Kapitel II. 2.2). Fernando bringt mit seiner Verknüpfung jedoch eine ganz andere Dimension zum Klingen: Das ›Gespenstische‹ ist gerade nicht

die ›Unsichtbarkeit‹ des Daseins, der Mobilität oder der Grenzüberschreitung, sondern das *verbale* Abgeschnittensein. Darin liegt das ›Gespenstische‹ ihrer Situation begründet und so deutet Julias Frage auch eine Bitterkeit an, wenn sie sagt: »*Und wo verstecken sich all diese Menschen? [lacht]*«, woraufhin sie sich selbst die Antwort gibt: »*Es ist so, dass sie so normal aussehen ...*«. Liegt womöglich nicht genau hier ein Bemühen um Sichtbarkeit, welches in vielen Diskursen von außen unsichtbar gemacht wird? »*Es ist so, dass sie so normal aussehen ...*« – Ist es diese ›Normalität‹, die Julia andeutet, welche einerseits notwendig ist, um sich zu ›verstecken‹, und die ihnen andererseits abgesprochen wird?

Das ›Gespenst‹ wird nur in einem Gespräch direkt benannt, aber in den Erzählungen aller Gesprächspartner:innen klingt ein Ringen um Sichtbarkeit an. »*Es ist so, dass sie so normal aussehen ...*«, sagt also Julia und Fernando ergänzt:

»*Ich gehe händchenhaltend mit meiner Frau durch die Straßen, meine Frau ist schwanger, mein anderer Sohn ist auch dabei ... Wer würde sich vorstellen, dass diese Familie so ist? Das ist doch eine ganz gewöhnliche und normale Familie.*«

In dieser Aussage bündelt sich die ganze Last der Positioniertheit im hegemonialen Diskurs, welcher ein nationalstaatszentriertes Denken manifestiert, denn in der Formulierung »*Wer würde sich vorstellen, dass diese Familie so ist?*« entfaltet sich das Markiert-Werden als abseits der Norm und zugleich die damit verbundene Sprachlosigkeit. Wer würde sich vorstellen, dass diese Familie so ist. Das ›so‹ ist das ›andere‹, das Gegenbild zur ›ganz gewöhnlichen und normalen Familie‹. Aber dieses Gegenbild kann nicht konkret benannt werden, es ist das Unbestimmte, die Abgrenzung, es existiert nur als das ›Nicht-Normale‹. Wenn Fernando also sagt: »*Hier sind wir Gespenster*«, stellt er diese dem Bild der ›gewöhnlichen‹ Familie gegenüber und verdeutlicht, dass sie nicht tatsächlich Gespenster sind, sondern dass sie zu Gespenstern *gemacht* werden, weil ihnen die Normalität letztlich aberkannt wird und es paradoxerweise einzig diese nach außen aufgezeigte Normalität ist, die das Leben überhaupt ermöglicht.

Kai: »*Und dann, wenn du, ... mich jetzt so auch äh, in der Uni treffen würdest, würdest du nicht vermuten, dass ich eigentlich ein Problem mit dem Visum hätte. Verstehst du? Und äh, ja, das ist vielleicht eine Situation.*«

Es ist die gleiche Dimension, die Kai versucht zu fassen, wenn er sagt: »*[D]as würdest du nicht vermuten.*« Dahinter steckt genau wie bei Julia und Fernando der Gedanke, dass es nichts ist, was den Menschen anzusehen wäre. Das ›Verstehst du?‹ drängt sich in die vielleicht zunächst simpel anmutende Erläuterung und macht dadurch deutlich, dass das Thema hier eine Dringlichkeit besitzt.

Nara: »*[H]ier ist eine illegale Frau, die ich kenne [...] und der Arbeitgeber gibt ihr die Arbeit, weil er denkt, sie ist normal, sie hat normalen Aufenthalt, [...].*«

Die dichotome Spannung von ›normal–nicht-normal‹ schreibt sich in das Sprechen ein und zeigt eine dominante Ordnung auf, »*weil er denkt, sie ist normal*«. Diese ist von einer Sichtbarkeit formiert, die besagt, dass es das spezifische Bild ›des Illegalisierten‹ nicht gibt und dass die eigentliche Sichtbarkeit im ›Gewöhnlichen‹, im ›Normalen‹ liegt, denn niemand würde es vermuten, niemand würde wissen, dass hier jemand ›so‹ ist. Es wird

in den Aussagen also nicht nur ein Diskurs transparent gemacht, sondern auch das Bedürfnis nach einer Sichtbarmachung:

Juan: »Ich hab natürlich versucht, mich zu verhalten so wie jeder Mensch, also ich hab z. B. immer eine Fahrkarte gekauft! Immer! Weil ... wenn ich eine Strafe gekriegt hätte, dann wusste ich, dass ich, dass es dann auch rauskommt, dass ich auch illegal bin. Oder dann hab ich ... keine Ahnung, auch die Ampel hab ich immer auf Grün gewartet. Ich war richtig ...«

Mona: »Schön angepasst.«

Miguel: »[I]f you're illegal, you're trying as much as you can to not make a crime, or they try to avoid so many situations, you know, they're hiding!«

Rosina: »Ja, und dann benimmst du dich richtig, richtig gut! [laut] Dann kommst du nie auf die Idee, eine Ampel bei Rot zu überqueren, nein, das machst du nie! Wenn du illegal bist, dann machst du alles ganz genau! Wenn du mit dem Fahrrad fährst, dann hast du immer Lichter, da hast du deine Bremsen, alles funktioniert! [lacht]«

Nara: »[A]ber trotzdem musste ich unbedingt die Fahrkarte bekommen, weil das, weil wenn man illegal ist, ist das das größte Risiko! Schwarz zu fahren und ja, [...], man soll nicht auffallen!«

Fernando: »Hab immer deine Fahrkarte dabei, geh nicht über rote Ampeln, ehm ...«

Julia: »Genau, verhalte dich korrekter als die anderen!«

Fernando: »... Als alle anderen! Ja, ich darf mir weniger Fehler erlauben als Sie. Verstehen Sie?«

Wieder adressiert mich das »Verstehen Sie?« und die Aussagen zeigen auf, dass die (Un-)Sichtbarkeitsachse etwas andeutet, gegen das meine Gesprächspartner:innen aufbegehren müssen. So hat auch Peter Nyers (2019: 159) subsumiert, dass die erlernte Unsichtbarkeit und das Schweigen sowohl als Zeichen der Machtlosigkeit als auch des *Empowerments* gelesen werden können, denn einerseits exkludieren sie und andererseits bilden sie erst die Ressource, partiell an der Gesellschaft teilzuhaben. Was da jedoch aus der Unsichtbarkeit hervortritt, was da im Verborgenen stattfindet, ist eine praktizierte Heimlichkeit, die sich als gelebte ›Normalität‹ entpuppt, als ›bürgerlicher‹ Alltag:

Julia: »[W]ir hätten ... wir wären gute Bürger gewesen. (lacht) Also wir wollten arbeiten, wir wollten ein normales Leben, ein normales Sozialleben.«

Rosina: »Mein Leben war fünf Jahre lang illegal, d.h. zu Hause, arbeiten, arbeiten, dann in die Schule und dann nach Hause und dann arbeiten, es war immer dasselbe.«

Juan: »[W]ie jeden Tag aufstehen ... meine Geschwister in die Schule schicken, keine Ahnung kochen, [...] und dann hab ich mich, ähm, in diesem Thema und in diesem Bereich Elektrotechnik, hab ich mich selber gebildet sozusagen.«

Kai: »[J]eden Tag sind wir in der Früh zur Messe gegangen und dann haben wir den ganzen Vormittag zusammengearbeitet. Den ganzen Prüfungsstoff durch gegangen.«

Die Aussagen stehen weder für die medial heraufbeschworene Grenzfigur und den mit ihr verbundenen ›Held-Opfer-Feind‹-Diskurs noch für politischen Aktivismus und Widerstand gegen strukturelle Ungleichheit und nationale Ausgrenzung. Diese Aussagen stehen vielmehr für Redundanz und ein unaufgeregtes Leben. So hat es Frieze (2017: 72) treffend formuliert:

Im Alltag der Illegalisierten geht es jedoch weniger um revolutionäre Störung des Eingetrichteten und seiner Normalität, sondern eher um einen alltäglichen Kampf um Anerkennung und ein einzurichtendes normales Leben, der eher das Bestehende affirmiert, weil er das Überleben garantieren soll.

Vielleicht ist es dieses Bedürfnis nach Anerkennung des ›normalen‹ Lebens, welches hier zum Ausdruck kommt und welches es erzwingt, das Bestehende gar nicht hinterfragen zu wollen, sondern vielmehr zu stützen. Um diese Anerkennung abzusichern, muss sich gegen die Mystifizierung zur Wehr gesetzt werden.

Ich: »Und er hat dir dann auch geholfen oder wie war seine Reaktion?«

Kai: »Ich weiß es nicht mehr. Ihn kannst du auch selbst fragen. Also könntest du. Ich weiß es nicht mehr. Ich weiß nur, dass alles eine sehr normale Sache gewesen ist.«

Als Kai einem Freund offenlegt, dass sein Visum bereits seit einiger Zeit abgelaufen ist, artikuliert er eine Beiläufigkeit und verweigert sich meiner Mutmaßung, dass es sich um eine ›brisanter‹ Situation gehandelt haben könnte – es sei »eine sehr normale Sache« gewesen ist. Damit sagt er mir auch: Hier ist nichts Heimliches, nichts Unheimliches, denn »[i]hn kannst du auch selbst fragen«.

Miguel: »Well, I want to stay in Peru, I want to have it normal. [lacht]«

Nara: »[I]ch will auch ganz normal, ganz normal leben. Vielleicht kommt es auch von der Illegalität, weiß ich nicht.«

Nara: »[I]ch liebe zu arbeiten eigentlich. Nein, es geht nicht um Arbeit, es geht darum, dass ich in Gesellschaft mitlaufe. Das ist es. Ich will ... Normalität.«

Julia: »Ich würde mir wünschen, dass wir von Anfang an legal gewesen wären und von Anfang an hätten glücklich sein können. Denn wenn wir von Anfang an glücklich gewesen wären, dann könnte ich sehr wahrscheinlich die Sprache, ich hätte schon eine Ausbildung gemacht, ich hätte ein normales Leben.«

Gleichzeitig drückt sich in den Aussagen auch aus, dass die beschworene ›Normalität‹ zwar eine ist, die nach außen gewahrt und betont werden muss, die aber gleichzeitig auf wackeligem Boden steht. »Wer würde sich vorstellen, dass diese Familie so ist?« Das Gefühl von ›Normalität‹ kann sich erst einstellen, wenn das Leben in der aufenthaltsrechtlichen Illegalität überwunden ist.

Juan: »Und ich glaub, aus diesen Grund, ähm, mein Ausbilder, meine Kollegen jetzt, vertrauen mir ein bisschen mehr, als würd ich ein normaler Auszubildender sein, der in Wirklichkeit nicht so viel Ahnung hat. Und ... weil, die fragen mich oft, [...], wieso kannst du das machen? [...] Ich könnte ihnen auch sagen, nee, ich war illegal und da hab ich mir einen Job da gesucht. [lacht]«

Die aufenthaltsrechtliche Illegalität markiert eine Besonderheit. Juan wird eben nicht als ›normaler‹ Auszubildender wahrgenommen, seine Kenntnisse sind umfangreicher als die anderer Anfänger:innen und er wird nicht sagen können, wo er bereits überall gearbeitet hat. Das ist dann die eigentliche Besonderheit, denn hier schließt sich wieder der Kreis zu Fernandos Aussage: Nicht die Illegalisierten sind die ›Gespenster‹, das ›Gespenstische‹ ist das, was nicht sagbar ist, das ›Gespenst‹ ist das Fehlen der Worte, das abverlangte Schweigen.

Die Unsichtbarkeit und das Schweigen könnten zu einer Verweigerung von Subjektivität führen. Gleichzeitig bilden gerade diese, so Nyers (2019: 159), auf der anderen Seite den Boden, auf dem politische Subjektivität ausgeübt werden kann. Es sind diese Praktiken der Subjekte, die durch das Einnehmen einer transnationalen Perspektive manchmal vorschnell im widerständigen, politischen Raum verortet werden (vgl. Karakayalı 2008: 254) oder durch Ansätze der Autonomie der Migration wie auch der *Acts of Citizenship* als Kämpfe der Migrant:innen hervorgehoben werden (vgl. King 2016: 46f.; kritisch hierzu: Friese 2017: 102). Die ›Unsichtbarkeit‹ und das ›Schweigen‹ werden als aktivistische Strategien redefiniert und so werden die Migrant:innen als politische Subjekte sichtbar gemacht. Diese erzeugte ›politische Subjektivität‹ könnte in der Aussage Lydias anklingen, wenn sie sagt:

»[T]he politics also need to revolution, because if you didn't push this revolution so of course the politics be like that.«

Aber wird politische Subjektivität nicht zur gleichen Zeit wiederum negiert und verweigert, wenn Julia erläutert, dass es ihr Wunsch gewesen wäre, von Anfang an einen legalen Aufenthaltsstatus zu besitzen, und Nara affirmiert: »Heute was ich mir wünsche, ich hab immer gesagt, ich will genau das, was andere haben, ich will einfach ein ganz normales Leben! Ich will ein ganz normales Leben!«. Vielleicht ist dies letztlich auch das eigentliche Anliegen Lydias:

»I didn't go to find a job, I didn't get Kindergeld. I get ... so I get nothing from the government. But I just [...] consume here. Yes? So why I cannot be here?«

In diesen Aussagen spiegelt sich weniger ein widerständiger Kampf, sondern vielmehr jene von Friese benannte unterstützende Bezugnahme auf das Bestehende und der Wunsch, einfach genauso teilzuhaben an der Gesellschaft wie alle anderen auch, ohne diese Gesellschaft neu formieren oder gar revolutionieren zu wollen. Genau in dieser Affirmation und in dem gleichzeitigen Negieren eines aktivistischen Handelns ist das eigentlich Politische aufzufinden. Es konstituiert sich in dieser Bruchstelle, in dem Wunsch nach Anerkennung eines ›normalen‹ Lebens. Die politische Botschaft ist nichts anderes als das, was ich mit den Worten Sandro Mezzadras (2009: 220) zusammenfassen möchte, nämlich die Forderung, eine »Möglichkeit eines direkten Zugangs zur Bürgerschaft in der Europäischen Union zu schaffen, die sich einfach auf die Tatsache des Aufenthalts gründet« (Herv. i. O.).

Fernando: »Also was wäre dann der Wunsch gewesen? Er ist schon vorbei.«

Julia: »Der Wunsch ... ist schon vorbei. Er kann sich nicht mehr erfüllen.«

Die dem Feld inhärente (Un-)Sichtbarkeitsachse durchzieht die Gespräche auf unterschiedlichen Ebenen und lässt sich unter drei zentralen Perspektiven subsumieren, welche auch bereits in den vorangehenden Kapiteln angedeutet wurden: Erstens entfaltet der Nexus ›heimlich–unheimlich‹ eine Abwehr und Faszination für die zugeschriebene ›Unsichtbarkeit‹ der illegalisierten Migration. So habe ich gezeigt, dass die diskursive Verschiebung von der Stilisierung zum ›Opfer‹ hin zu den ›Helden‹ in der Mystifizierung des ›Gespenstischen‹ verhaftet bleibt (vgl. Kapitel IV. 10.1). Zweitens sind nicht die Subjekte die eigentlichen ›Gespenster‹. Das ›Gespenstische‹ ist vielmehr die Unmög-

lichkeit des Sprechens, das Abgeschnittensein von Sprache und damit die Verschiebung in eine strukturelle Sprachlosigkeit und ein Nicht-Sprechen (vgl. Kapitel IV. 10.2). Drittens manifestiert sich die (Un-)Sichtbarkeitsachse in der normativ-politischen Struktur und erzeugt selektive Sichtbarkeiten, gegen die aufbegehrt werden muss. Dabei wird die dominante Ordnung von ›normal–nicht-normal‹ als Bezugsgröße sichtbar und verweist auf das Bedürfnis, eine ›Normalität‹ zu affirmieren, um in die durch die Forscherin vorgenommene Positionierung als Besitzer:innen einer ›nicht-normalen‹ Biografie zu intervenieren. Und hier entfaltet sich eine gemeinsame Struktur, welche als Widerstand meiner Gesprächspartner:innen gelesen werden kann, und meine in den Gesprächen leise mitschwingende implizite Annahme, hinter der (Un-)Sichtbarkeitsachse das Faszinierende aufzudecken und aufzuzeigen, verweigert. Die Verweigerung zielt auf die repetitive Unsichtbarmachung in gesellschaftsnormativen Diskursen ab, an der auch Wissenschaft ihren Anteil hat. Das ›Spannende‹, das ›Faszinierende‹ erzeugt ein Spannungsverhältnis, welches den ›Held-Opfer-Feind‹-Diskurs durchzieht, und führt dazu, eben nicht die Alltagsnormalität, welche Illegalisierte genauso produzieren, zu visualisieren, zu beschreiben oder anzuerkennen.

